

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 18 (1977)
Heft: 26

Artikel: Mischka kauft sich ein Haus im Dorf : eine Geschichte, eine Moral und eine neue Landwirtschaftsinstitution in der UdSSR
Autor: Koslowitsch, Anatolij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Eine Geschichte, eine Moral
und eine neue Landwirtschafts-
institution in der UdSSR**

Mischka kauft sich ein Haus im Dorf

Von Anatolij Koslowitsch, Minsk

Aus «Literaturnaja gaset»,
Moskau (19. 10. 1977)

Es tut sich doch etwas in der sowjetischen Landwirtschaft. Das Jahr 1977 stand im Zeichen einer recht ausgeprägten Kampagne zur Unterstützung der Nebengewerkschaften, jener kleinen Hofstellen, die von den Kolchosbauern und Sowchosangestellten privat bebaut werden. Ihre volkswirtschaftliche Bedeutung ist so evident geworden, dass man sie trotz ihrer ideologischen Anrüchlichkeit fördern will zur Sanierung der Lebensmittelversorgung. Dieser Vorsatz hat seinen Niederschlag auch in der neuen Verfassung gefunden, die dem privaten Gewerbe grössere Möglichkeiten verspricht. Die erhöhte Publizität um diese Frage bringt aber auch an den Tag, dass sich da und dort in der sowjetischen Landwirtschaft sachte schon Veränderungen angelassen haben, die nicht bloss proklamatorisch, sondern strukturell sind.

Das zeigt die Geschichte, die wir hier aus der «Literaturnaja gaset» wiedergeben. Sie beginnt so, als würde sie im zaristischen Russland vor hundert Jahren spielen. Dann freilich wird sie rasch sowjetisch, im betrüblichen Ist-Zustand und im rosigen Soll-Zustand. Schon diese Schilderung ist überaus interessant. Aber noch mündet sie in die Präsentierung eines Experimentes, das Kommunchos heisst. Es bedeutet organisierte Unterstützung für das private Wirtschaften in den Kolchosen. Freilich sollen damit die Hofstellen auch vermehrt in den Dienst der Kollektivwirtschaft gestellt werden, mittels vermehrter Ablieferung. Aber nicht, um sie absterben zu lassen, im Gegenteil. Es geht um eine Symbiose. Einzelfall oder Zukunftsmodell? Am besten fangen wir an mit der Geschichte vom beklagenswerten Mischka.

Ein arbeitsfreier Tag im April. Aber für Mischka Parimontschik war es der Tag, auf den er lange gewartet hatte. Denn an diesem Tag erstand er im Dorfe Borsk das Gehöft des alten Gurow, der zu seinem Sohn in die Stadt gezogen war.

Bis dahin war Mischka nichts weiter gewesen als der Einquartierter bei seinen Schwiegereltern. Zehn Jahre lang hatten ihn die Männer des Dorfes Borsk nicht als einen der Ihren anerkannt. Das kränkende Wort «primak» (ins Haus aufgenommener Schwiegersohn) war sein Vor- und Familienname, und er litt darunter. «Ach du, *satschucha!*», sagten die Borsker etwa. Mischka kochte dann innerlich. Er wusste, was *satschucha* bedeutete, nämlich «*sawedujuschij tschuschogo chosjajstwa*», Verwalter eines fremden Betriebs.

Vom ersten Tag seines Ehestandes an war Mischka bestrebt, sein unwürdiges Amt als «*satschucha*» loszuwerden. Dabei ging es ihm nicht einmal so sehr um den eigenen Betrieb als solchen. Es ging ihm einfach darum, von den Borsker Männern, unter denen es sonst keinen «Schwiegersohn» gab, für vollwertig angesehen zu werden. Mischka wollte gleichberechtigt sein.

Und nun war sein Tag da. Gemessen schritt Mischka auf Gurows Gehöft herum. Bedächtig merkte er sich vor, was er verändern und was er belassen würde. Als erstes, befand er, war der Garten in Ordnung zu bringen. Darüber hatte er seine Meinung. Ein Garten musste richtig schön sein wie die gute Stube.

Mischka öffnete die Haustür, durchschritt rasch den dunklen Flur und betrat frisch die Küche. Sie schien ihm durch ihren massiven, unglaublich verrussten Ofen regelrecht erdrückt zu werden. «Wie in einem Saustall hat er gehaust», sagte sich Mischka im Gedanken an den alten Gurow und traf unverzüglich seine nächste Entscheidung: «Den Ofen muss ich kacheln, dass er glänzt; dann sieht es schön aus.»

In der grossen Stube überlegte Mischka nicht lange. «Was soll ich mit so einem Klubraum? Da wird abgeteilt... Dort für die Kinder, und hier, ja hier kommt unser Fernseher hin.» Und er mass mit Schritten den Raum aus, überdachte, wie er die Trennwand einrichten würde, wo die Tür hinkäme, was...

Ein Klopfen ans Fenster unterbrach seine angenehme Beschäftigung. Draussen stand seine Frau.

«Sie haben dich gesucht. Du sollst den Dünger abholen.»

So kam es, dass Mischka eine halbe Stunde später für den Kolchos unterwegs war, an diesem seinem freien Tag. Er sass in der klapprigen Führerkabine des «Belaruss»(-Traktors), in den Händen das Steuer, vor den Augen das Haus. «Da muss ich halt ein bisschen warten», dachte er sich; «am nächsten Sonntag gehe ich dahinter.» Mischka hatte eine ziemliche Strecke zu fahren, 30 Kilometer. Auf der Bahnstation war der Dünger angekommen; da hatte der Kolchos seine sämtlichen Transportmittel für die Zustellung eingesetzt. Es war Zeit zur Aussaat, und der

Dünger war angelangt; da konnte von arbeitsfreien Tagen eben nicht mehr gut die Rede sein.

Es gab im Kolchos «Swet» nicht genug Mechanisatoren (landwirtschaftliche Mechaniker, hier speziell Traktorfahrer). So war Mischka allein auf seinem Radtraktor, sozusagen eine Einmannschicht für sich. Und obschon seine Schicht sich über den ganzen Tag erstreckte, war das dem Kolchos in seinem momentanen Fieberzustand zu wenig. Denn nachts stand Mischkas Traktor still, und was hätte er noch in diesen Stunden alles bewältigen können! Unaufschiebbare Arbeit: pflügen, eggen, kultivieren, transportieren. Der «Belaruss» hätte das alles geschafft, bestens. Ihm ist es einerlei, ob es Tag ist oder Nacht. Er ist aus Eisen, der «Belaruss», und braucht keinen Schlaf; ihm reicht es, wenn man ihn rechtzeitig ölt.

Für die stärkeren Raupentraktoren gab es im Kolchos immerhin je zwei Mann. Eigentlich sollten sie abwechselungsweise acht Stunden lang arbeiten und so die Maschine im 24-Stunden-Betrieb voll auslasten. Aber die Mechanisatoren hatten den Zweischichtenrhythmus auf ihre Weise umgestellt: 24 Stunden lang arbeitete der eine, ebenso lang der zweite.

Am Ende einer solchen Schicht hockt der Mechanisator im Halbschlaf in seiner Kabine. Und wenn er herauskommt, fällt er vor Müdigkeit um, aber er ist zufrieden: er hat ja einen ganzen arbeitsfreien Tag vor sich! Da kann er eine Menge Dinge erledigen, die sich in seiner Wirtschaft

(d. h. sowohl in der privat bebauten Nebenwirtschaft als auch im Haushalt) angehäuft haben.

Nur: Wenn sich die überzogenen Schichten folgen, hört der Mechanisator sehr bald auf, sich über den gewonnenen Tag zu freuen. Von Mal zu Mal sind die 24 Stunden schwerer zu überstehen, von Mal zu Mal kann man in der Zwischenzeit weniger für sich selber tun. Und dann begibt sich der Mechanisator zum (Kolchos-)Vorsitzenden: «Entweder geben Sie mir Urlaub oder — den ‚Belaruss‘.» Der «Belaruss» gewährleistet menschliche Schichten. Also kann der «Belaruss» Verhandlungsobjekt werden, wie wir noch sehen werden.

Mischka konnte kaum mehr warten, bis es Sonntag wurde. Es lag ihm schwer auf der Seele, dass sich am Zustand seines Hauses noch nichts verändert hatte. Nach einem hastigen Frühstück begab er sich zum Vorsitzenden, denn er brauchte Bretter für die Trennwand.

Der Vorsitzende bittet ihn Platz zu nehmen. Er weiss, dass Mischka von Gurow das Gehöft gekauft hat, und ahnt den Zweck des Besuchs.

«Warum bist du eigentlich noch nicht in deine neue Hütte gezogen», fragt er, und Mischka, erfreut, dass er nicht lange auszuholen braucht, geht gleich hinein ins Herz der Angelegenheit:

«Würden Sie mir Bretter zuteilen?»

«Soso ... Bretter», sagt der Vorsitzende gedehnt, «Bretter?» Und dann rasch:

«Gehst du dafür auf den Raupentruktor?»

«Ich kann nicht», verteidigt sich Mischka melancholisch. «Man muss doch einmal ausruhen. Und dann sind die Kinder allein; Sie wissen doch, dass meine Frau von früh bis spät in der Farm arb ...»

«Die Bretter gebe ich dir noch heute», unterbricht ihn der Vorsitzende. «Da kannst du deine Kammer zurechtzimmern. Und dann ab mit dir auf den Raupentruktor!»

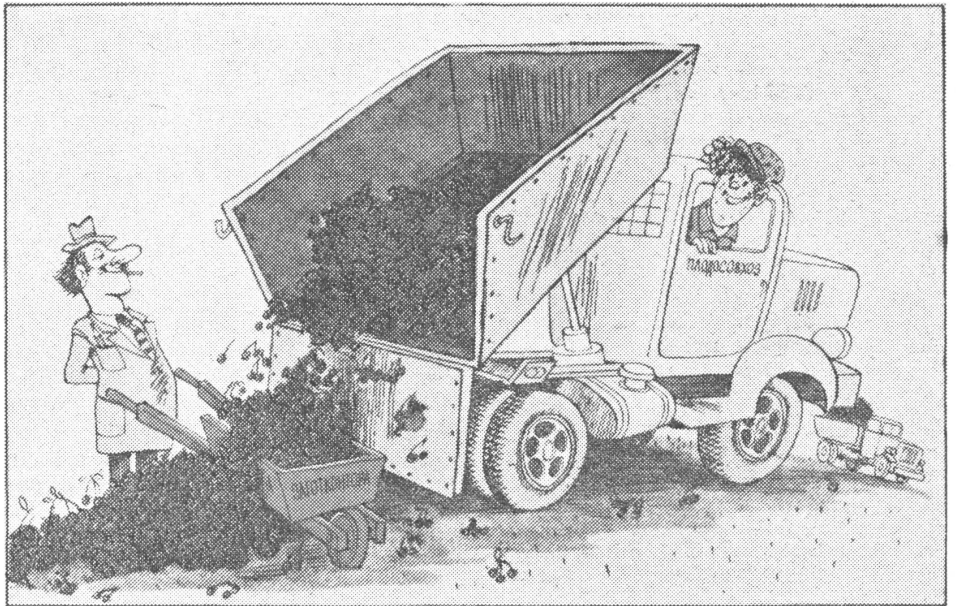
«Ich kann nicht», wiederholt Mischka bittenden Tones. «Wann soll ich denn zu meiner Wirtschaft sehen?»

«Ja dann, Brüderchen, unterteile deine Hütte wie du willst, wenn du keine Bretter brauchst», sagt der Vorsitzende. Und während Mischka im langen Büro schon zum Ausgang geht, fügt er begütigend hinzu: «Versteh mich doch recht, ich brauche dich für freiwillige Arbeit; bei mir stehen ja die Traktoren still wegen euren (privaten) Kühen und Gärten ...»

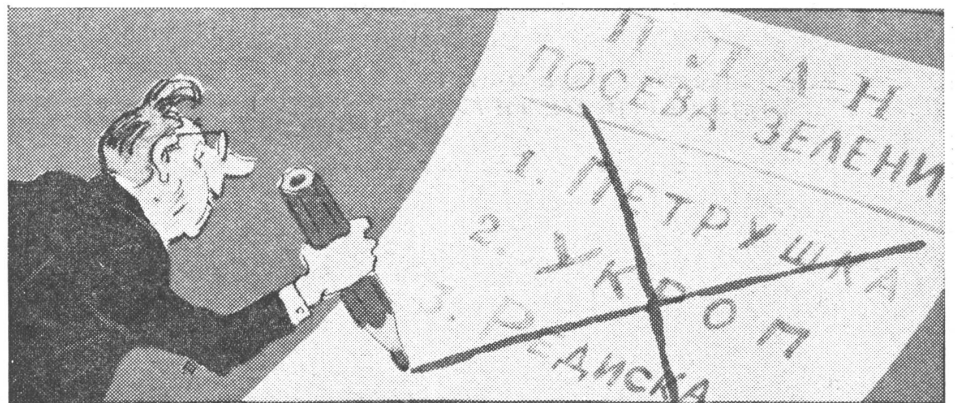
Draussen konnte Mischka kaum mehr atmen, so gekränkt war er. Da hatte er die ganzen Tage geschuftet auf dem Traktor, und was war der Lohn? Nicht einmal die paar armseligen Bretter hatte er verdient.

Mischka dachte nach: «Der Vorsitzende wird die Bretter herausrücken, und dafür muss ich ein paar Tage auf den Raupentruktor. Gut, die Trennwand ist bald geschafft, aber dann? Gibt mir der Vorsitzende noch ein paar Tage zum Decken der Scheune? Und fürs Holzmachen brauche ich eine Woche. Und noch eine fürs Heu, für meine Kuh ...» Hier brach es aus ihm heraus: «Verdammte (Neben-)Wirtschaft, lässt unsereinen überhaupt nicht zur Arbeit kommen!» Und da geschah es, dass es Mischka dämmerte:

Wenn der Vorsitzende den Leuten Heu und Holz zur Verfügung stellen würde, wenn sich eine Hütte finden liesse, die man nicht erst reparieren und umbauen müsste — dann bitte, Genosse Vorsitzender, dann würde ich, Mischka Parimon-



Der Umschlagplatz (zwischen dem Staatsgut und der staatlichen Einkaufsstelle mit ihrer Karrette, d. h. ihrem ungenügenden Lagerungs- und Verteilungspotential). «Krokodil», Moskau, Nr. 17/1977



Er streicht zuerst den Plan für die Aussaat von Petersilie, Dill und Radieschen (oben) und wundert sich dann, dass ein Sträusschen Petersilie 1 Rubel kostet (unten). «Krokodil», Moskau, Nr. 18/1977

Die grosse Verwunderung des zuständigen Funktionärs findet übrigens auf dem Kolchosmarkt statt, dort wo der Bauer sein privat gezüchtetes Gemüse zu freien Preisen verkauft.

tschik, für den Kolchos schufteten soviel es nur braucht, ohne den geringsten Einwand...

Das also war es, was Mischka aufdämmerte.

Die Aussaat ging zu Ende. Mischka kam nicht mehr vom Traktor herunter: Er nahm die Sämaschine ins Schlepptau, er fuhr Saatgut heran, er brachte die Torfmaschine aufs Feld. Doch einmal, als er wieder zur Aufladestelle kam, gab es nichts aufzuladen. In der Nähe lag ein Traktorfahrer im Gras.

«Kannst dich bräunen lassen, primak!», rief ihm dieser unlustig zu. «Wir haben Panne.»

Mischka hörte nicht weiter zu. Er lief zu seinem Traktor. «Bis die den Schaden behoben haben, kann ich gleich zügeln.» Das war sein plötzlicher Entschluss.

Beim nächsten Heuschober hielt er an, warf Stroh auf den Wagenkasten. Und zwei Stunden später war die ganze Habe der Parimontschiks im neuen Haus untergebracht.

Die einfachen Möbelstücke standen alle den Wänden entlang im grossen Raum. Mischka besah sich den leeren Platz in der Mitte. «Als ob wir einen Tanzabend vorhätten», dachte er verdrossen. Er setzte sich ans Steuer und fuhr zur Arbeit.

★★★

Diese seine Geschichte hat mir Mischka Parimontschik selbst erzählt, damals, als ich ihm auf einer journalistischen Dienstreise begegnete. Es war eine Art Beichte, und sie wollte mir keine Ruhe lassen. Und es war unter anderem seinetwegen, dass mich mein Weg schliesslich zum Kolchos «Neman» führte, Bezirk Stolbzowo, Gebiet Minsk. Ein Kolchos anderer Art. Denn dort, so hatte ich gehört, betrachtete man die persönliche Nebenwirtschaft nicht als Last.

Der Vorsitzende ist Julian Petrowitsch Zwirko. Ihm legte ich den Fall von Mischka Parimon-

tschik vor. Er pflichtete mir bei: «Nicht gerade eine lustige Geschichte, das...»

Aber er wusste sie zu erklären:

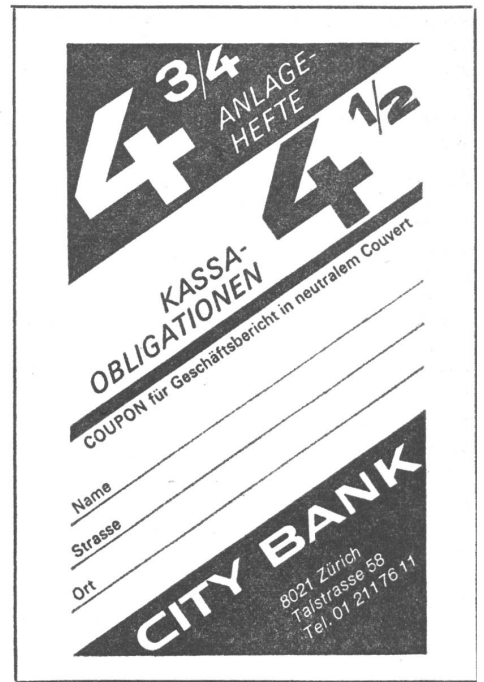
«Sehen Sie, im Kolchos ‚Swet‘ stehen die Interessen der Kollektivwirtschaft und die Interessen der persönlichen Nebenwirtschaft in klarem Widerspruch zueinander. Der dortige Vorsitzende meint nun, an allem sei sozusagen die eigene Braune (die persönliche Kuh) von Parimontschik und seinesgleichen schuld. Sein Rat ist es, sie loszuwerden, sich der Bürde der persönlichen Wirtschaft zu entledigen. Aber erstens sind wir dazu noch nicht bereit, und zweitens geht es ja, so wie ich es verstehe, nicht allein um diese Braune.

Der Bauer von heute möchte überhaupt schöner leben. Der Dorfbewohner strebt darnach, seinem städtischen Verwandten ebenbürtig zu werden, in der ganzen Lebens- und Arbeitsweise.

Dieser Mischka Parimontschik verlangt nichts, was ungeheuerlich wäre. Er möchte ein hübsches Haus und einen gepflegten Garten haben. Aber er sieht sich ausserstande, das zu bewerkstelligen. Warum?

Weil die persönliche Nebenwirtschaft mehr ist als bloss ein kleines Stückchen Boden vor der Schwelle. Sie ist sogar, recht betrachtet und recht behandelt, der Inbegriff eines Systems von kommunalen Dienstleistungen für den einzelnen Bauernhof. Freilich ist es ein System eigener Art, eines, das selbst gewachsen ist.

Daher wird es denn auch kaum gelingen, das Problem der persönlichen Nebenwirtschaft isoliert zu lösen. Sicherlich muss man es lösen, aber im Zusammenhang mit der ganzen Neugestaltung des Dorflebens. Das haben wir uns jedenfalls vor sechs Jahren gesagt, als wir daran gingen, bei uns ein kommunales Dienstleistungskombinat für die Dorfbewohner zu schaffen. Das ist unser Kommunchos.»



«Julian Petrowitsch, angenommen, Mischka Parimontschik würde in Ihrem Kolchos ‚Neman‘ leben und arbeiten, wie hätte sich hier die Sache mit seinem Gehöft abgespielt?»

«Bedeutend einfacher. Parimontschik wäre zum Leiter des Kommunchos gegangen — das ist bei uns Jossif Adamowitsch Skortschewskij — und hätte ihm einen Auftrag erteilt: bitte Haus renovieren und Scheune neu decken. Und fertig. Die Bretter und Ziegel wären nicht seine Sorge gewesen. Die Baubrigade des Kommunchos hätte sein Haus renoviert, und er selbst würde in der Zeit auf seinem Traktor ruhig weitergearbeitet haben wie zuvor.

Und das ist noch nicht alles. Eines Tages hätte Parimontschik nach seiner Heimkehr von der Arbeit bei der Scheune das Futter für seine Braune gefunden, schön zu Ballen gepresst. Auch diese Mühe gibt sich der Kommunchos...»

«Sie stellen also den Leuten das Futter für ihre private Viehhaltung zu. Und das tun sie wirklich für alle?»

«Aber sicher. Jeder wird bedient, der im Kolchos wohnt und sich eigenes Vieh hält: der Bauer, der Tierarzt, der Arbeiter in einem beliebigen Kolchosbetrieb. Und das zahlt sich für den Kolchos aus. Die Leute zahlen ihm mit guter Einstellung. Und weil er ihre persönliche Wirtschaft nicht hemmt, sondern fördert, verkaufen sie ihm auch gerne ihre überschüssigen Erzeugnisse daraus, statt sie einzeln in die Stadt zum Kolchosmarkt zu bringen. Tatsächlich können wir auf diese Weise die Pläne für Milch- und Fleischlieferungen an den Staat übererfüllen, und zwar deutlich.

So ergibt es sich, dass die Nebenwirtschaft den Kolchos unterstützt!

Und wenn dem so ist: Wie privat ist dann die private Wirtschaft noch? Ernährt sie nicht die Menschen, das Land? Als Teilchen der gesamten Wirtschaft? Also muss man sich auf jede Art und Weise um sie kümmern. Schade, dass man das im Kolchos ‚Swet‘ noch nicht so ganz begriffen hat.»

Die Nebenwirtschaften

Die von den Landbewohnern privat bebauten Nebenwirtschaften nehmen in der Sowjetunion bloss 3 Prozent der Anbaufläche ein. Aber sie erbringen 31 Prozent der gesamten Fleisch- und Milchproduktion, gar 59 Prozent des sowjetischen Kartoffelaufkommens.

Erstmals ist in diesem Jahr der wertmässige Anteil dieser privaten Erzeugung am landwirtschaftlichen Nationalprodukt bekanntgegeben worden: 28 Prozent oder 30 Milliarden Rubel für ein mittleres Erntejahr (Prof. Wladimir Tichonow von der sowjetischen Akademie für Agrarwissenschaften in «Literaturnaja gaseta», Nr. 34/1977).

★

Man hat in der Sowjetunion die Nebenwirtschaften bisher je nachdem bekämpft, toleriert oder gefördert, aber man hat sich ihrer immer geschämt. Soll das jetzt anders werden?

In unserem Bericht aus Weissrussland

wird die moralische Ueberheblichkeit gegenüber der «privateigentümerischen Mentalität» der Bauern abgebaut, wenn auch bloss mit Argumenten für Arbeitsteilung zum persönlichen und kollektiven Vorteil. (A propos Mentalität bleibt auch sonst noch einiges zu tun. Unser Korrespondent, ein ausgesprochener Befürworter bäuerlicher Emanzipation, findet offenbar nichts dabei, dass der Bauer den Kolchosvorsitzenden siezt, dieser ihn aber duzt. Aber das hat mit den allgemeinen Merkmalen feudaler Gesellschaftsordnungen zu tun.)

★

Das günstigere Klima für privates Wirtschaften auf dem Lande ist nicht auf die Sowjetunion beschränkt. In Ungarn ist man letztes Jahr dem «privaten Sektor» unter anderem durch Steuererleichterungen entgegengekommen (ZB, Nr. 11/1976); in Polen hat man soeben die Privatbauern der staatlichen Pensionskasse angeschlossen (s. S. 8).

«Was das angeht, Julian Petrowitsch, man hat es noch vielerorts nicht begriffen. Die Redaktion der ‚Selskaja gaseta‘ (‚Landzeitung‘) unserer (weissrussischen) Republik hat mir Einsicht in Leserbriefe zu diesem aktuellen Thema gegeben. Wollen Sie, dass ich ein paar anführe?»

Aus dem Bezirk Drogitschin schreibt V. Bajduk: ‚Ich bin Mechanisator und beherrsche die modernen Maschinen, aber das Futter für mein eigenes Vieh muss ich mir auf grossväterliche Weise beschaffen, was mir viel Freizeit wegnimmt und viel Arbeitszeit auch.‘ V. Basyltschik aus dem Bezirk Korelitschi schreibt, der Kolchosvorsitzende Nowikow teile den Kolchosniki kein Heu zu. Und Frau O. Tschernenkowa aus dem Bezirk Mstislaw ist empört darüber, dass ‚der Kolchospräsident die persönliche Nebenwirtschaft der Bauern als Aerger betrachtet und sich nicht darum kümmert‘.

Ich habe mit Wirtschaftsführern über dieses Thema gesprochen. Sie haben immer das gleiche Argument: ‚Wenn man die privaten Kühe mit Futter versorgt, womit soll man dann die Kühe der Kollektivwirtschaft füttern?‘ Was meinen Sie dazu?»

«Diese Frage habe ich erwartet. Ich höre sie oft, auch von Kollegen. Man stellt sie mit einem Hintergedanken, weil man sich ja doch gegen die Antwort sperrt. Dabei ist sie gar nicht so kompliziert.

Der Kommunchos im Kolchos ‚Neman‘ ist im Grunde genommen ein Komplex von Massnahmen zur Befriedigung der Alltagsbedürfnisse unserer Dorfbewohner. Massnahmen, in die man System gebracht hat. Denn schon vorher hatten wir den Leuten mal diesen und mal jenen Dienst

erwiesen, aber eben unorganisiert, ungeschickt, momentan.

Man hält mir entgegen: Wenn Sie einem jeden Ballenfutter vor die Scheune liefern, bleibt um so viel weniger für die Kolchoskühe. Irrtum! Denn die Braunen im Privatbesitz, die haben schon vorher Kolchosgras gefressen. Nur musste es von Hand gemäht werden: eine Verschwendung von Kraft, Zeit und Nerven.»

«Ja, was ist mit dem technischen Aufwand? Wenn man das Futter für alle Privatkühe zubereitet, braucht es doch wohl zusätzliche Traktoren, eine Mähmaschine und eine Presse mehr?»

«Nicht eine einzige zusätzliche Maschine! Wenn Mischka Parimontschik von Hand mähen ging, stand in dieser Zeit sein Traktor still, mindestens fünf Tage lang. Ein Schaden für den Kolchos und ein Schaden für Parimontschik, der fünf Tage keinen Lohn kriegt. Bei uns jedoch würde sein Traktor keine Minute stillstehen: Er könnte in diesen fünf Tagen immer Heu pressen: einen halben Tag für zehn Privatkühe und viereinhalb Tage für die Kolchoskühe. Ein Vorteil für Parimontschik, der seinen Lohn kriegt, und ein Vorteil für den Kolchos, der seine Leistung kriegt. Im Kommunchos vereinigen sich die Interessen der persönlichen und der kollektiven Wirtschaft.

Der Kommunchos hilft den Dorfbewohnern beim Bepflanzen und Bearbeiten jener Nebengewirtschaften, die im Bereich des Saatwechsels liegen, was besondere Probleme schafft. (...)

Und beim Haus hat jeder seine kleine Parzelle. Dort zieht er Früchte und Gemüse; dort kann er, wie man sagt, nach Herzenslust arbeiten.

Der Kommunchos verfügt über eine eigene

Leserbrief an die «Literaturnaja gaseta» vom 14. Dezember 1977

In die Stadt und zurück: Wer sucht was?

Vor zwei Jahren kehrte ich aus dem Militärdienst zurück, verbrachte einige Monate in meinem Kolchos und fuhr dann in die Stadt. Es ist leicht, die Jugend zu verurteilen, die ihren Heimatort verlässt; man muss sie aber verstehen. In der Landwirtschaft gibt es bei vielen Arbeiten bis jetzt noch keinen geregelten Arbeitstag. Wohin soll man abends gehen? Der Klub ist neu und gross, aber dort ist es langweilig. Es gibt nur jeden zweiten Tag einen Film. In die Stadt fahren ist schwierig; 16 km ausgefahrener Feldweg bis zur Landstrasse. Im Herbst kriegt man seine Stiefel nicht mehr raus ...

N. Trëuchin,
Kujbyschew

Schreinerei. Er richtet ferner Gasherde ein, oder sogar ganze Heizungen. Er kümmert sich um die Strassen, flickt Zäune, renoviert Häuser. Haben Sie gesehen, was für schöne Häuser wir haben? Da steckt die Arbeit vom Kommunchos dahinter. Und er hat auch die Verpflichtung übernommen, jene Leute mit Kombifutter zu versorgen, die dem Staat Milch verkaufen. Uebrigens ist der Milchaufkauf bei den Privaten hier besser orga-



Oben: Die Produktion der Bürokratie. «Versorgen wir unseren Bezirk mit eigenem Gemüse.» Und dieses sprisst sogleich Blatt für Blatt.
(«Krokodil», Moskau, Nr. 22/1977)

Rechts: Die Männer vom Gemüselagerhaus: «Ach, Bürgerin, könnten Sie uns nicht einen Tip geben, wie man Gemüse längere Zeit aufbewahrt?»
(«Krokodil», Moskau, Nr. 28/1977)



— Гражданочка, не можете ли вы нам подсказать, как заготавливаются овощи на длительное хранение?

Рисунок
С. КУЗЬМИНА

nisiert als sonst im Bezirk. Von jeder Kuh in persönlichem Eigentum erhält der Staat bei uns im Durchschnitt 1540 Kilo Milch im Jahr. Auch Schlachtvieh kauft der Kommunchos bei der Bevölkerung.»

«Wie aber, Julian Petrowitsch, wird dieser wunderwürdige Kommunchos mit einer solchen Belastung fertig? Wo nimmt er das Material her, die Arbeitskräfte? Und wie wird er finanziert?»

«Der Kommunchos ist eine Kolchos-Unterabteilung auf eigener wirtschaftlicher Basis. Wer seine Dienste beansprucht, zahlt nach einer Tarifordnung; sie entspricht den Preislisten der kommunalen Betriebe.

Der Kommunchos beschäftigt dreissig Mann, hauptsächlich Rentner: Zimmerleute, Maurer, Maler, Ofner, Spengler. Baumaterial bekommen wir aus den Fonds, die das Bezirksexekutivkomitee für die Bedürfnisse der Bevölkerung bereitstellt. Auch helfen Patenschaftsbetriebe in Minsk. Wirtschaftlich betrachtet, rechtfertigt sich der Kommunchos; er ist für den Kolchos vorteilhaft. Darüber hinaus hat der Kommunchos zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität und zur Festigung der Arbeitsdisziplin beigetragen. Vergleichen Sie selbst: 1970 kamen wir auf eine Durchschnittsleistung von 215 Tagewerken pro arbeitsfähige Person, 1975 aber auf 266 Tagewerke. In unserem Kolchos gibt es keine Feierabendhandwerker, keine Gewinne ‚mit der linken Hand‘. Der letzte Fall von Diebstahl an gesellschaftlichem Eigentum, den wir im Vorstand zu behandeln hatten, liegt schon längere Zeit zurück.

Wir haben keine Schwierigkeiten mit den Arbeitskräften, obschon das Bezirkszentrum in unmittelbarer Nachbarschaft liegt und Minsk auch nicht weit weg ist. Früher verbrachten die Kolchosniki ihre Ferien damit, sich für ihre eigene Wirtschaft zu plagen; jetzt fahren alljährlich etwa 200 Personen in Erholungsheime und Sanatorien oder unternehmen Wanderungen. Und die Bibliotheken haben merklich mehr Leser bekommen.

So schafft der Kommunchos die Voraussetzungen auch zu einer harmonischen geistigen Entwicklung der Werktätigen auf dem Lande. Und das ist das Wichtigste.»

★★★

Julian Petrowitsch Zwirko hat alles gesagt. Mir bleibt beizufügen, dass das Experiment des Kolchos «Neman» im Zentralkomitee der KP Weissrusslands untersucht und gebilligt worden ist. Im Bezirk Stolbowo selbst hat das Beispiel eingeschlagen: In allen dortigen Landwirtschaftsbetrieben sind Kommunchos gebildet worden, und es gibt heute einen Bezirkssowjet für Kommunaldienstleistungen dieser Art.

Leider ist dem Kolchos «Swet» (Licht) trotz seinem Namen noch kein Licht aufgegangen. Mischka Parimontschik sitzt, wie ich in Erfahrung gebracht habe, weiterhin Tag für Tag am Steuer seines Traktors. Er hat am Haus bisher nichts umgebaut: Den Traktor auf dem Höhepunkt der Feldarbeiten stehen zu lassen, erlaubt ihm sein Gewissen nicht. Da wartet er halt auf den Winter. Dann wird er seine Ferien nehmen und sich ganz seiner eigenen Wirtschaft widmen. Der Winter ist natürlich nicht die beste Zeit dafür, aber was kann man tun?

Anatolij Koslowitsch

Korrespondent der «Literaturnaja gaseta» aus Minsk

Love Story — sowjetsalutistisch

Valerij Tarsis

Es ist eine wahre Geschichte. Eine schöne Geschichte bei allem Unschönen. Unschön ist übrigens auch die dick aufgetragene Behauptung im Vorwort dazu: Die Menschlichkeit, die in unserer Geschichte obsiegt, sei erst das Produkt der sozialistischen Gesellschaft; die Heldin sei «eine typische Vertreterin der Sowjetjugend, erzogen durch die neue Ordnung im Geiste der Achtung menschlicher Würde und hoher sittlicher Ansprüche»; der Held wiederum sei entgegen dem Anschein «nicht von unserer Gesellschaft losgelöst, sondern nährt sich weiterhin von ihren Ideen, lebt von ihren Interessen».

Wie kommt eine gewöhnlich-ungewöhnliche wahre Liebesgeschichte in die Literaturzeitschrift «Nowyj mir»? (Nr. 6/1977: «So war es»)

Autorin nicht der Geschichte («die das Leben schrieb»), sondern des Kommentars ist die Journalistin Valentina Jelissejewa, seinerzeit Chefin der Abteilung für kommunistische Erziehung bei der «Literaturnaja gaseta». An sie wandte sich, das ist typisch in sowjetischen Verhältnissen, eine junge Frau (Schenja), deren Mann, wie sie sagte, zu Unrecht eine lange Haftstrafe erhalten hatte. Zeitungsredaktionen als behelfsmässige «Oeffentlichkeit». Frau Jelissejewa glaubte der Frau, und gemeinsam kämpften sie Anatolij frei.

Im Verlaufe dieses langwierigen Einsatzes lernte die Journalistin die Geschichte von Anatolij und Schenja kennen; der umfangreiche Briefwechsel aus ihrer «Verlobungszeit» macht diesen Roman aus. Weil sie anderen Leuten helfen könnte, ge-

statteten die beiden Helden die Veröffentlichung ihrer Korrespondenz.

Vom vernachlässigten Burschen (wo ist da übrigens die Verantwortung der Gesellschaft?) zum rückfälligen Verbrecher

Nur der Familienname ist abgeändert; Anatolij's Biographie fing ja unruhlich an. Er sucht seinen Weg zu analysieren:

«Die ganze Zeit verbrachte ich auf der Strasse.» (Wenn Mütter berufstätig sein, d. h. ihr Recht auf Arbeit ausüben müssen...) «Es waren verschiedene Jungs, mit denen ich befreundet war; einige begingen Diebstähle. Ein-, zweimal beteiligte ich mich an einem ‚Ding‘. Lernte den Wert des Geldes kennen, nicht des verdienten...» (S. 167)

Man erwischte ihn bald. Zwei Jahre sass er in



Importeur feiner Qualitätsweine

Wir räumen unsere Keller auf!

Jetzt kommen Sie zu günstigen
«Restposten».

Verlangen Sie unsere «Restposten-
Liste».

Vins Hess Weine

Bern - Steinhölzli Telefon 031/53 85 55

Teppiche als Kunstwerke.

Wir haben im Orient Teppiche gefunden,
die so einzig sind in ihrer Art,
so wertvoll und schön, dass sie die Bezeichnung
Kunstwerk ohne weiteres verdienen.

Weil sie so selten, alt und kostbar sind,
haben wir diese Teppiche in einer Sammler-
Kollektion zusammengefasst.

Wenn Sie Ihr gutes Geld in wertbeständigen,
heute noch günstigen Teppichen anlegen wollen,
sollten Sie das lieber heute als erst morgen tun.

Geelhaar

W. Geelhaar AG, Thunstrasse 7, 3000 Bern 6
Marktgasse 42, 3011 Bern
Teppich-Showroom Zürich, Zweierstr. 35, 8004 Zürich